

JOHN LESCROART

# DAS URTEIL



Weltbild

Jennifer Witt soll ihren Ehemann und ihren Sohn kaltblütig ermordet haben. Dismas Hardy glaubt als Einziger an ihre Unschuld. Er setzt alles daran, sie vor dem Todesurteil zu bewahren.

Die Serienhelden von John T. Lescroart sind Dismas Hardy, ein früherer Polizist, Staatsanwalt und jetziger Anwalt sowie Abe Glitzky, ein Leitender Inspektor der Mordkommission.

### **Dismas Hardy und Abe Glitzky**

1. Der Deal
2. Die Rache
3. Das Indiz
4. Das Urteil
5. Die Farben der Gerechtigkeit
6. Der Vertraute
7. Gnade vor Recht
8. So wahr mir Gott helfe
9. Die Anhörung
10. Der Schwur
11. Eherne Gesetz
12. Dünnes Eis
13. Das Motiv
14. Das Gesetz der Jagd
15. Mordverdacht
16. Schattenkampf

John T. Lescroart

# Das Urteil

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Gerd Burger

# **Weltbild**

John Lescroart begann schon während seines Studiums in Berkeley mit dem Schreiben, entschied dann aber Rockmusiker zu werden und tourte mit seiner Band u.a. durch Europa. Nach einer schweren Krankheit und elf Tagen im Koma beschloss er, es noch ein letztes Mal mit einem Roman zu versuchen und eroberte mit seinem ersten Justizthriller auf Anhieb die US-Bestsellerlisten. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Bücher sind internationale Erfolge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The 13th Juror.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by John T. Lescroart

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This  
edition published by arrangement with Dutton, an imprint of Penguin Publishing Group, a  
division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1996 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Penguin  
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Gerd Burger

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-225-5

Für meine Brüder, Michael und Emmett

# Danksagung

Viele Leute haben mit ihrer Unterstützung und mit ihrem Wissen zu diesem Buch beigetragen. Als Erste zu nennen ist meine Frau Lisa Sawyer – der Fixpunkt meines Lebens. Wieder einmal hat sich Al Giannini von der Staatsanwaltschaft von San Francisco als treuer Freund und Orientierungshelfer erwiesen. Bei der Staatsanwaltschaft gilt mein Dank ferner Laura Meyer, Mercedes Moreno, Candace Heisler und Diane Knoles, deren Kommentare zum Problem misshandelter Frauen aufschlussreich und anregend waren.

Ebenfalls möchte ich mich bei Dr. Boyd Stephens bedanken, dem amtlichen Leichenbeschauer von San Francisco, dann bei Justizwachtmeister Bruce McMurtry, bei Jim Costello, bei Frank vom Restaurant Zuka's, dem wirklichen Lou dem Griechen, bei Mike Hamilburg und Joanie Socola, bei Maureena Moore vom Federal Express, bei Kelly Talbot, Steve Martini, Dick Herman, Kathryn und Mark Detzer, bei Peter Diedrich und Peter Bransten, dann bei meiner Anglerfreundin Jackie Cantor für ihren nie versagenden Sinn für Humor und ihre Unterstützung auf allen Gebieten und schließlich bei Arthur Ginsburg.

Mein Lektor (und Verleger) Don Fine hat unschätzbare Dienste geleistet und das überbordende Manuskript bis zu seiner endgültigen Gestalt zusammengestutzt, verknappt und präzisiert; ich bin ihm für seine unermüdlichen Bemühungen und seine Hilfe sehr dankbar.

Abschließend gebührt mein Dank einigen Leuten – ihr wisst, wen ich meine –, die sich regelmäßig mit mir zum Essen und zum Reden trafen und die schwere Last merklich leichter werden ließen; und, keine Frage: Don Matheson. Danke.

Wenn wir wüssten, wie schwer es ist, eine Frau zu sein, würden wir  
mehr Nachsicht üben, wenn wir eine Frau beurteilen.

– P. GERALDY

Dem Wankelmut der Frauen, die ich liebe, kommt einzig und allein die  
teuflische Beharrlichkeit der Frauen gleich, die mich lieben.

– GEORGE BERNARD SHAW

*Teil eins*

Jennifer Witt überprüfte noch einmal den gedeckten Tisch. Alles sah vollkommen aus, doch wenn man nicht wusste, was vollkommen war, konnte man sich nie sicher sein. Sie hatte zwei neue rote Kerzen – Larry konnte halb abgebrannte, tropfende Kerzen nicht ausstehen – in hochglanzpolierten silbernen Leuchtern aufgestellt.

Sie hatte erst daran gedacht, eine rote und eine grüne Kerze aufzustellen, weil Weihnachten vor der Tür stand. Aber Larry mochte kein Durcheinander unterschiedlicher Farben. Das Wohnzimmer war ganz in Champagnertönen gehalten – was nicht gerade einfach sauber zu halten war, besonders mit einem sieben Jahre alten Jungen im Haus –, aber sie würde das nicht ändern. Sie erinnerte sich daran, wie sie damals den Van-Gogh-Druck gekauft hatte (EIN DRUCK, UM HIMMELS WILLEN! DU WILLST MIR EINEN DRUCK IN MEIN WOHNZIMMER HÄNGEN?) und wie die Farben Larry wirklich gestört hatten.

Er hatte gern alles geordnet, akkurat. Er war Arzt. Menschenleben hingen von seinem Urteil ab. Er konnte sich nicht mit Müll in seinem eigenen Haus herumärgern, hatte er zu ihr gesagt.

Also hatte sie sich für die roten Kerzen entschieden.

Und für das Porzellangeschirr. Er mochte das Porzellangeschirr, aber andererseits regte er sich darüber auf, dass es bei ihnen zu Hause so steif zuging. Konnte sie nicht einfach mal halblang machen und ihnen irgendwas Schlichtes auf dem weißen Steingut aus dem Pottery Barn auftischen? Vielleicht einfach Hot Dogs und Bohnen? Sie mussten doch nicht jeden Abend wie die Gourmets speisen. Sie tat ihr Bestes, um ihn zufriedenzustellen, aber bei Larry wusste man nie.

Einmal hatte er keine Lust auf Hot Dogs und Bohnen gehabt, er hatte einen besonders schweren Tag hinter sich und Appetit auf Essen für Erwachsene. Und Matt hatte einen schlechten Tag in der Schule gehabt und quengelte und einer der Teller war angestoßen.

Sie schüttelte den Kopf, um die Erinnerung loszuwerden.

Heute Abend wollte sie es wieder wettmachen, es zumindest versuchen, also hatte sie sich für das Porzellangeschirr entschieden. Sie spürte, dass er unzufrieden war ... der Zustand verschlimmerte sich jedes Mal, bevor er explodierte ... und sie versuchte die Explosion noch ein paar Tage hinauszuschieben, wenn sie konnte.

Also hatte sie sein Lieblingsessen zubereitet – den speziellen Kalbsnierenbraten, den man bei Little City Meats in North Beach kaufen musste. Und den Dezemberspargel von Petrini's für 4 Dollar 99 das Pfund. Und sie hatte Matt früh ins Bett gesteckt.

Sie betrachtete sich im Spiegel und fand es sonderbar, dass so viele Männer sie für attraktiv hielten. Ihre Nase hatte auf halber Höhe einen kleinen Höcker. Ihre Haut kam ihr beinahe durchsichtig vor, beinahe wie eine Totenmaske. Man konnte überall ihre Knochen sehen und sie war zu mager. Und das Blau ihrer Augen war zu hell für ihre olivfarbene Haut. Sie lagen tief in den Höhlen, sahen irgendwie fremdländisch aus, als ob ihre Vorfahren aus Sizilien oder Neapel stammten statt aus Mailand, wo sie tatsächlich herkamen.

Sie beugte sich vor und sah genauer hin. Ein Äderchen war noch immer geplatzt, aber der Lidschatten verdeckte den letzten der gelbgrünen Flecken. Als sie darauf wartete, dass er heimkam, alles überprüfte und noch einmal überprüfte, hatte sie sich wieder auf die Unterlippe gebissen. Gott sei Dank bemerkte sie den korallenroten Lippenstiftfleck auf dem Zahn, die leichte Schmierspür, wo der Rand verwischt war.

Rasch und mit einem Ohr auf die Haustür lauschend, stieg sie aus ihren Schuhen und huschte auf Zehenspitzen über das Hartholzparkett – sie wollte Matt nicht wecken – ins Bad, wo das Licht besser war. Sie nahm ein bisschen Kleenex und tupfte die Lippen ab, zog mit dem Konturenstift erneut die Lippen nach und trug dann das Lipgloss auf. Larry mochte es, wenn die Lippen feucht schimmerten. Aber nicht zu stark. Zu stark sah billig aus, als lege man es darauf an, sagte er.

Sie ging zurück zum Eingangsbereich des Hauses. Als sie auf dem champagnerfarbenen Teppichboden angekommen war, schlüpfte sie wieder in ihre Pumps.

Der Olympia Way, oben beim Sutro Tower, lag ruhig da. Heute war der kürzeste Tag des Jahres, der erste Wintertag, und die Straßenlaternen leuchteten, seit sie um fünf vom Einkaufen zurückgekommen war. Sie sah auf die Uhr. Viertel nach sieben.

Das Abendessen würde um Punkt zwanzig nach sieben fertig sein, zu der Zeit, zu der sie immer aßen. Larry kam jeden Tag zwischen zehn vor

sieben und fünf nach sieben aus der Klinik nach Hause. Na ja, fast jeden Tag. Wenn er heimkam, freute er sich auf seinen Laphraoig – sechs Zentiliter – mit einem Eiswürfel darin, während sie das Essen auf den Tisch brachte.

Achtzehn nach sieben.

Sie fragte sich, ob sie den Herd ausschalten sollte. Würde Larry immer noch zuerst seinen Drink haben wollen? Falls ja, was war dann mit dem Essen? Sie konnte es auf den Tisch stellen, aber dann wäre es kalt, wenn er sich auf seinen Stuhl setzte. Larry konnte es auf den Tod nicht ausstehen, wenn sein Essen kalt war.

Schlimmer noch, er könnte denken, sie wolle ihn drängeln. Das konnte er nach einem langen Tag mit seinen Patienten überhaupt nicht brauchen, dass ihm jemand in seinem Haus sagte, er solle sich beeilen.

Der Spargel war das Problem.

Wenn Larry nun in genau einer Minute zur Tür hereinspazierte und sich sofort zu Tisch setzen wollte und der Spargel war noch nicht fertig? Er musste genau neunzig Sekunden im Dämpfer bleiben – wenn es etwas gab, das Larry partout nicht ertrug, war es schlaffer, tiefer Spargel. Vielleicht konnte sie, wenn er hereinkam, beim Auftragen des übrigen Essens ein bisschen trödeln und dann wäre der Spargel genau zum richtigen Moment perfekt. So würde sie es machen.

Es war ein bisschen riskant, aber besser, als ihn jetzt in dem Glauben aufzusetzen, Larry würde rechtzeitig heimkommen und sich gleich zu Tisch setzen wollen und dann käme er verspätet und der Spargel wäre zerkocht.

Kein Anzeichen, dass sein Lexus die Straße hochfuhr. Kein Mensch fuhr die Straße hoch. Wo steckte er? Verdammt, sie biss sich schon wieder auf die Unterlippe.

Zwanzig nach sieben. Sie drehte die Flamme unter dem Reis aus. Zumindest der würde noch ein Weilchen akzeptabel bleiben, wenn sie den Topf abdeckte – jedes Korn für sich, genau wie Larry es mochte.

Sie vergewisserte sich, dass das Wasser kurz vorm Sieden stand und dass genug davon im Dämpfer war. Alles hing davon ab, dass sie den Spargel aufsetzen konnte, sobald Larry zur Tür hereinkam. Noch besser, sobald sie in hörte. Wenn das Wasser nicht vor dem Siedepunkt

war oder sich unten im Dämpfer sammelte, wäre alles verdorben.

Um Viertel nach acht hatte sie den Braten aus dem Herd genommen, das Wasser im Dämpfer dreimal nachgefüllt und Butter zum Reis getan, damit er nicht klebrig wurde, aber jetzt bestand keine Hoffnung mehr. Um fünf nach halb acht hatte sie Larry seinen Whisky eingeschickt und den Eiswürfel ins Glas getan, der jetzt längst geschmolzen war. Um Punkt acht goss sie den verwässerten Drink in die Spüle.

Sie hörte seine Schritte draußen auf dem Gehweg. Mein Gott, sie hoffte, dass er einen Parkplatz in der Nähe gefunden hatte. Manchmal gab es, wenn man spät nach Hause kam, einige Querstraßen weit nirgends einen freien Platz und dann war er immer richtig schlecht gelaunt.

Das Essen konnte vielleicht noch gerettet werden. Sie wusste, was sie tun konnte ... sie würde ihm gleich jetzt den neuen Whisky einschenken und einen neuen Eiswürfel dazutun, ihn an der Tür begrüßen und zwanzig Minuten zur Ruhe kommen lassen, bis die zweite Ladung Reis gar war. Sie konnte den Braten in der Mikrowelle auf niedriger Stufe wärmen und dann würde er wahrscheinlich nicht zu trocken. Der Spargel war kein Problem.

Sie hielt seinen Drink in der Hand, als Larry die Tür aufmachte. Er war groß und sah sehr gut aus – mit dem Grübchen im Kinn und der straffen Figur jung für seine einundvierzig Jahre. Er hatte noch alle Haare auf dem Kopf und trug sie wellig und modisch lang. Ein italienischer Anzug, eine bunte Krawatte zu einem schneeweißen Hemd – Farben, sagte er, waren bei einer Krawatte in Ordnung, solange sie sich nicht bissen. Sie drückte ihm den Drink in die Hand, gab ihm ein Küsschen auf die Wange, lächelte ihn an.

»Wo bist du gewesen?«

Mein Gott, das hatte sie nicht sagen wollen. Es war ihr einfach so herausgerutscht und auf der Stelle wünschte sie, sie könnte den Satz zurücknehmen.

»Was soll das heißen, wo bin ich gewesen? Was denkst du denn, wo ich gewesen bin?«

»Na ja, es ist spät, will ich damit nur sagen. Ich hab gedacht ... ich

hab mir Sorgen gemacht.«

»Du hast dir Sorgen gemacht. Na prima.« Er schien den Drink erst jetzt zu bemerken. »Was ist das?«

»Dein Whisky, Larry. Warum setzt du dich nicht hin und entspannst dich?«

»Wie spät ist es? Du weißt doch, dass ich keinen Drink vor dem Essen mag, wenn ich so spät heimkomme. Ich möchte etwas in den Magen kriegen.«

»Ich weiß, aber ich habe mir gedacht ...«

»Na, Klasse, du hast dir was gedacht. Du strengst dich an. Ich weiß das zu schätzen. Aber ich bin am Verhungern. Lass uns einfach gleich essen, klar?«

Sie trat einen Schritt zurück, nicht zu weit, nicht, als ob sie den Rückzug antreten wollte. »Das Essen ist in ein paar Minuten fertig, Schatz.«

Er machte halt. »Was soll das heißen, in ein paar Minuten? Ich komm zur Tür rein und es gibt kein Abendessen? Ich schufte den ganzen Tag und komme heim und es gibt kein Abendessen?«

»Larry, das Abendessen war vor einer Stunde fertig. Ich wusste ja nicht, dass du dich so verspäten würdest ...«

»Ach, jetzt habe ich mich also verspätet. Und irgendwie habe ich das Abendessen verpatzt. Irgendwie ist alles meine Schuld.«

»Nein, Larry, das stimmt nicht. Es muss nur aufgewärmt werden, es ist alles fertig. Warum trinkst du nicht einfach deinen Whisky? Ich ruf dich in ein paar Minuten.«

Sie konnte den alten Reis nehmen. Ein Glück, dass sie ihn nicht weggeworfen hatte. Vielleicht würde Larry es gar nicht merken. Und wenn sie den Spargel sofort aufsetzte und das Fleisch auf etwas höherer Stufe in die Mikrowelle schob, dann sollte alles in fünf Minuten fertig sein, vielleicht noch schneller.

Sie sah, dass er die Zähne zusammenbiss, die Faust ballte. Die Faust öffnete, ballte, öffnete, ballte. Sie zuckte zusammen und wich nach hinten aus, lächelte ihm dann rasch zu, als sie merkte, was sie tat.

»Wirklich«, sagte sie, »fünf Minuten. Das geht ruckzuck. Versprochen. Lass dir den Drink schmecken.«

Er wandte den Blick nach unten, besah sich das Glas. »Erzähl mir nicht, was ich tun soll, Jenn, klar? Den ganzen Tag lang liegen mir die Patienten in den Ohren mit ihren Ansichten über Dinge, von denen sie absolut keinen Schimmer haben. Klar?«

»In Ordnung, Larry, in Ordnung. Tut mir leid.«

Er schüttelte den Kopf. »Und bitte hör auf, in einer Tour zu sagen, dass es dir leidtut.«

»In Ordnung.« Sie wollte schon wieder sagen, dass es ihr leidtue, und beherrschte sich gerade noch rechtzeitig.

Er nippte an seinem Drink. Und er hatte aufgehört, die Faust zu ballen. Es sah so aus, als ob es klappen würde.

Ein Aufschub.

Diesmal.

Vielleicht.

An dreiundvierzig Werktagen in Folge hatte Dismas Hardy Anzug und Krawatte angelegt und sich unverdrossen auf den Weg in sein Büro in der Innenstadt gemacht, das er angemietet hatte. Das Büro war ein vorläufiger Schritt, nichts Verbindliches. Hardy war einfach noch nicht bereit, für eine der großen Anwaltskanzleien zu arbeiten – zumindest jetzt noch nicht, nicht ohne zunächst einmal zu versuchen, ob er sich nicht selbstständig machen und seinen Lebensunterhalt mit Aufträgen als Jurist verdienen konnte.

Er bekam allmählich Zweifel, ob er es packen würde.

Sein Vermieter war David Freeman, genau wie er ein Rechtsanwalt, der ein Kanzleischild hatte anbringen lassen, um sein Glück zu versuchen – mit dem Unterschied, dass Freeman es geschafft hatte. Sechzig Jahre alt und kerniger als das Sauerteigbrot, das es in San Francisco zu kaufen gab, war der alte Mann in der Stadt zur Legende geworden. Heute hing sein Kanzleischild, eine polierte Messingtafel mit der Aufschrift David Freeman & Associates, an der Vorderfront des Freeman Building, eines eleganten vierstöckigen Gebäudes in der Sutter Street im Herzen des Bankenviertels.

Freeman und Hardy hatten sich vor einem Jahr als Gegner in einem Mordprozess kennengelernt. Bevor der Prozess vorbei war, hatten sie nicht ohne anfänglichen Widerwillen eine gewisse Bewunderung füreinander entwickelt, und zwar aufgrund gemeinsamer Charaktereigenschaften – einer bestimmten halsstarrigen Unbeirrbarkeit, einem Hang zur Mutwilligkeit, was die Spielregeln der Juristerei anging, einer Leidenschaft fürs Detail, einem persönlichen Bedürfnis nach Unabhängigkeit. Die Bewunderung hatte sich allmählich zur Freundschaft entwickelt.

Im Lauf der darauffolgenden Monate hatte Freeman Hardy dezent umworben, indem er ihm Ratschläge über die Haken und Ösen des Lebens in den großen Anwaltskanzleien erteilte. Na klar, das Geld stimmte, und zwar nicht zu knapp, aber da war auch der ermüdende Papierkram, die lästige Pflicht, Woche für Woche vierzig anrechenbare Stunden runterreißen zu müssen, die Abhängigkeit von irgendeinem

Sozius, dem man den Hintern küssen musste (und der höchstwahrscheinlich jünger war als Hardy mit seinen einundvierzig Jahren). Man lebte in einem Bienenstock und jede Entscheidung, die man traf – angefangen bei der Gestaltung der Absätze in den eigenen Schriftsätzen bis hin zur Überlegung, wie man seine Mandanten vor Gericht vertreten wollte –, musste von irgendeinem Gremium abgesegnet werden. War es etwa das, was Hardy wollte?

Warum gab er nicht seinen wirklichen Träumen und Instinkten eine Chance? Freeman würde ihm ein Büro in einem der oberen Stockwerke vermieten, ihn die Bibliothek benutzen lassen, ihm die Empfangssekretärin ausborgen und eine minimale Miete erheben, zumindest so lange, wie Hardy sich die Sache noch überlegte.

Also war Hardy seit dreiundvierzig Tagen dabei.

Seither war er viermal im Justizpalast zu Verhandlungen gewesen. Drei dieser Fälle – von denen ihm David zwei vermittelt hatte – waren Verfahren wegen Trunkenheit am Steuer gewesen, wo Hardys Rolle bestenfalls nebensächlich gewesen war. Die Mandanten bezahlten am Ende ihre Strafe und gingen wieder nach Hause. Beim vierten Fall ging es um den Freund eines Bekannten von Hardy namens Evan Peterson, bei dem fünfzehn Verwarnungen wegen Falschparkens offenstanden. Als man Peterson herauswinkte, weil er über ein Stoppschild gerauscht war, hatten sie ihn wegen des Vollstreckungsbefehls auf der Stelle verhaftet. Peterson hatte seinen Freund kontaktiert, der wiederum Hardy anrief und ihn bat, Peterson im Gerichtsgebäude aufzusuchen und durchs Labyrinth der Amtswege zu geleiten, was Hardy tat.

Ein Leben auf des Messers Schneide.

Es war früher Nachmittag. Mittags war er nach Hause gefahren, zu seiner Frau Frannie und seinen zwei Kindern, Rebecca und Vincent. Nach dem Mittagessen hatte er einen Dauerlauf über vier Meilen gemacht, erst am Strand entlang, dann durch den Golden Gate Park und anschließend über die Avenues zurück zu seinem Haus in der 34th Street. Anschließend hatte er seinem altbewährten katholischen Schuldbewusstsein nachgegeben – was wäre, wenn ein Mandant an seine Tür klopfte und er war nicht da? –, seinen Anzug wieder angezogen und war zurück in die Innenstadt gefahren.

Hardy hatte die Beine auf den Schreibtisch gelegt und las. Er sah vom Buch auf und holte tief Luft, versuchte, das Ganze philosophisch zu nehmen und sich einzureden, dass heute eben der dreiundvierzigste Tag vom Rest seines Lebens sei.

»Mr Hardy.«

Phyllis, Freemans Empfangssekretärin, stand in der Tür zu seinem Büro. Sie war eine stocksteife, aber nach Hardys Einschätzung im Grunde herzengute Frau Mitte fünfzig, die ihn jetzt zaghaft anlächelte. Hardy nahm die Beine vom Schreibtisch, legte sein Buch ein Jahr in der Provence weg – Träume, Träume – und winkte sie herein.

»Sie haben doch nicht viel um die Ohren? Ich störe Sie doch nicht?«

Er räumte ein, dass er durchaus ein paar Sekunden erübrigen konnte.

»Eben rief eine Frau namens Jennifer Witt an. Wissen Sie, wer sie ist?«

Hardys Füße waren mit einem Mal auf dem Boden. Phyllis machte einen Schritt in sein Büro. »Sie wurde heute früh verhaftet und wollte mit David sprechen, doch der ist bei Gericht.« Freeman war immer bei Gericht. »Und keiner seiner Mitarbeiter ist hier.«

Freeman hielt sich einen kleinen Trupp von jungen Rechtsanwälten, die für ihn arbeiteten, und es gelang ihm auch, sie alle auf Trab zu halten.

»Will David, dass ich hinfahre?« Hardy war bereits aufgestanden.

»Ich habe ihn angepiepst und er hat mich gerade zurückgerufen. Aus einer Beratungspause. Er befürchtet, dass Mrs Witt zu jemand anderem geht, wenn wir nicht rasch einen Vertreter zu ihr schicken, und lässt fragen, ob es Ihnen etwas ausmachen würde ...«

»Jennifer Witt?«, wiederholte Hardy.

Phyllis nickte. »Ich glaube, das ist vielleicht eine große Sache«, sagte sie.

Überall war in den Zeitungen und im Fernsehen groß und breit über das Verbrechen berichtet worden. Das war die Art Stoff, von dem die Lokalreporter träumten – der Arzt Larry Witt und sein siebenjähriger Sohn Matt waren zu Hause erschossen worden. Die Mutter war

währenddessen beim Joggen gewesen. Eine Nachbarin hatte Schüsse gehört und über 911 den Notruf gewählt. Als die Mutter vom Joggen zurückkam, war gerade ein Polizist vor der Haustür eingetroffen, der zu ihr gesagt hatte, sie solle unten warten, während er sich oben umsehe. Dann hatte er das Blutbad entdeckt.

In den ersten Wochen hatten einige Nachrichtenmeldungen die Theorie unter die Leute gebracht, dass aus unbekanntem Grund ein Profikiller angeheuert worden war, um alle Mitglieder der Familie Witt um die Ecke zu bringen. Mrs Witt hatte am fraglichen Morgen angeblich einen verdächtigen Mann – ein Latino oder ein Afroamerikaner? – in der Nachbarschaft gesehen.

Jennifer Lee Witt, die Ehefrau, war ihrerseits ein gefundenes Fressen für die Presse. Selbst die schlechtesten Abbildungen von ihr, nämlich ein zwispaltiges Foto im Chronicle oder ein Standbild als Aufmacher für die Achtzehn-Uhr-Nachrichten, wo sie in Tränen aufgelöst war oder augenscheinlich unter Schock stand, zeigten das fotogene Gesicht einer jungen Frau, die gerade erst ihre Unschuld verloren hat. Die gelungenen Aufnahmen dagegen waren in der Regel derart bezaubernd, dass es beinahe den Anschein machte, als habe sie sich für den Fotografen in Pose geworfen.

Sie trug einen gelben Trainingsanzug wie alle anderen Häftlinge im sechsten Stock. Obwohl ihr blondes Haar kurz geschnitten war, fielen die Fransen des Ponys ein wenig nach vorn und verdeckten teilweise das Gesicht. Beim Gehen starrte sie auf den Fußboden.

Dismas Hardy beobachtete durch das Fenster aus Sicherheitsglas, wie sie sich dem Besucherzimmer näherte, dann kehrte um und am Tisch Platz nahm, abwartete, bis die Gefängniswärterin die Tür öffnen und sie hereinführen konnte.

Man hörte, wie sich ein Schlüssel drehte, und Hardy stand auf.

»Mrs Witt?«

»Mr Freeman?« Sie streckte zögernd die Hand aus.

»Nein.«

Aus der Fassung gebracht, ließ sie jetzt die Hand fallen und machte einen Schritt zurück. Hardy hatte den Eindruck, dass sie kurz vor einem

Zusammenbruch stand. Rasch ergriff er das Wort. »Ich bin ein Mitarbeiter von Mr Freeman.« Was nicht ganz der Wahrheit entsprach. »Er hat eine Verhandlung bei Gericht und kann nicht weg.«

Sie regte sich nicht. »Was macht ihr Rechtsanwälte eigentlich, reicht ihr die Leute immer nur weiter? Ich rufe die Anwälte meines Mannes an und sie sagen, sie können mir nicht weiterhelfen, aber David Freeman kann's. Er ist der Beste, sagen sie.«

»Er ist sehr gut.«

»Also stimme ich zu, sie sollen ihn anrufen, prima, und ehe ich mich's versehe, stehen Sie da. Ich hatte nie von Mr Freeman gehört. Ich habe nie von Ihnen gehört. Ich kann einfach nicht glauben, dass man mich verhaftet hat. Wegen Mordes an Larry und an meinem Sohn Matt, um Himmels willen. Die können doch nicht im Ernst glauben, dass ich meinen kleinen Jungen ermordet habe.« Bei der Erwähnung ihres Sohnes fingen ihre Lippen zu zittern an. Sie wandte sich ab, hielt die Hand vors Gesicht. »Ich werde nicht weinen.«

Hardy nickte der Wärterin zu, die das Zimmer verließ und die Tür hinter sich schloss. Es war ein kleiner Raum, ein Meter fünfzig mal zwei Meter fünfzig, wobei ein verschrammter Schreibtisch und drei Klappstühle aus Metall am meisten Platz in Anspruch nahmen. Das Fenster ging hinaus aufs Wachzimmer für das Frauengefängnis. Zwei uniformierte Wärterinnen kamen dort auf dem Weg zu ihren vollgepackten Schreibtischen in Sicht und verschwanden wieder, gingen hierhin und dorthin, kamen erneut in Sicht. Die Gemeinschaftszellen lagen gleich um die Ecke. Als die Türe offen gestanden hatte, war fast ständig eine laute Geräuschkulisse zu hören gewesen. Metallisches Scheppern, Schluchzen, Stimmen. Jetzt schluckte die Tür den Großteil des Lärms.

Hardy wartete ab, dass sich Jennifer Witts Atem wieder beruhigte. Endlich drehte sie sich zu ihm um. Er saß auf dem Schreibtisch, hatte ein Bein über die Kante gelegt. »Sie können mit Mr Freeman verhandeln, wenn Sie dies wünschen, aber er wird noch eine ganze Weile unabhommlich sein. Bei Ihnen geht es um eine Anklage vor der Grand Jury. Es wird keine Kaution geben.«

»Sie meinen, ich muss hierbleiben? Mein Gott ... wie lange denn?« Es

kostete sie Mühe, die Worte herauszubringen. Mit einem Mal ließ sie den Kopf hängen und setzte sich.

Hardy kam sich wie ein Eindringling vor. Er ließ eine endlos lange Minute verstreichen.

Sie seufzte tief, als hätte sie die Luft angehalten. »Tut mir leid, es ist meine Schuld. Ich wollte einfach nicht noch mehr Scherereien bekommen und dachte mir, ich sollte einen Anwalt hinzuziehen.«

»Na schön.« Hardy hatte sich vom Schreibtisch erhoben und setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl.

»Nicht, dass es eine Rolle spielt.«

»Vielleicht doch«, sagte Hardy.

Ihr war nicht danach, sich darüber zu streiten, ob die Hinzuziehung eines Rechtsanwalts nun eine gute Sache war oder nicht. Müde schüttelte sie den Kopf. »Ich denke mir immer, irgendwas wird helfen, irgendwas wird es besser machen.«

Hardy fing an zu erklären, dass der richtige Rechtsbeistand einen Riesenunterschied machen konnte. Aber ihr Blick war ausdruckslos. Was er sagte, kam überhaupt nicht bei ihr an. »Mrs Witt?«

Sie war abwesend. Oder vielmehr war Hardy, was sie anging, abwesend. Sie schüttelte nur immerzu den Kopf. Irgendwann hörte sie damit auf, wie ein Pendel, das keinen Schwung mehr hat. »Nein«, sagte sie. »Ich meine Matt. Mein Kleiner.«

Hardy holte seinerseits tief Luft und hielt einen Augenblick den Atem an. Auch er hatte einen Sohn verloren. Im Lauf der Jahre war es ihm ansatzweise gelungen, das aus seinen Gedanken zu verdrängen. Aber er würde es nie vergessen, nie auch nur in die Nähe des Vergessens kommen.

Als er diese Frau ansah – jetzt zu zerbrechlich in ihrer Gefängniskluft –, spürte er plötzlich eine starke Verbundenheit zu ihr. Das Gefühl war ganz spontan und vielleicht für einen Anwalt unangebracht, aber es konnte nichts schaden, wenn die juristischen Formalitäten ein paar Minuten warteten. Sobald sie einmal begonnen hatten, würden sie weiß Gott genug Zeit in Anspruch nehmen. »Wie lange ist es jetzt her?«, fragte er.

Sie zupfte an einer Strähne ihres Haars. »Ich kann mich einfach nicht

damit abfinden.« Ihre Stimme war jetzt heiser, die Augen blickten in die Ferne. »Nichts scheint mehr wirklich zu sein, wissen Sie?« Ihre Handbewegung galt dem winzigen stickigen Raum. »All dies hier. Ich habe das Gefühl, dass ich als Schlafwandlerin in einem Albtraum unterwegs bin ... ich möchte aufwachen ... ich möchte, dass Matt wieder bei mir ist ...« Sie schluckte, schien nur mit Mühe und Not Luft zu bekommen. »Mein Gott, ich weiß auch nicht. Was können Sie schon tun? Was kümmert es Sie?«

»Es kümmert mich sehr wohl, Mrs Witt.«

Sie nahm das zur Kenntnis, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne zu seufzen, ohne zu ihm hinüberzusehen. Sie war wieder völlig in sich gekehrt.

Hardy sah auf seine Hände, die er auf dem Tisch zwischen sich und Mrs Witt verschränkt hielt. Jennifer Witt machte sich keine Sorgen über ihre Rechtsanwältin und deren Spielchen, über ihre Kautions- und ihren ausgeleihten gelben Trainingsanzug. Sie hatte ihren Sohn verloren und nichts würde ihn ihr zurückbringen. Sie hatte recht. Nichts, was Hardy tun konnte, würde etwas daran ändern.

Ein Streifen Sonnenlicht lag auf einem der Schreibtische der Wärterinnen. Er war beinahe dreißig Zentimeter weitergewandert, seit man Jennifer hereingebracht hatte.

Sie hatte angefangen, sich zu öffnen, zuzuhören. Nachdem sie fürs Erste akzeptiert hatte, dass Hardy als stellvertretender Rechtsbeistand einsprang, kamen sie endlich doch noch zur Sache. Sie hatte keine Lust, den Rest ihres Lebens im Gefängnis zuzubringen, oder etwa doch?

»Nicht für etwas, das ich nicht getan habe, Mr Hardy.«

»Na prima. Aber lassen Sie mich Ihnen die Frage stellen, was Sie damit meinten, als Sie sagten, Sie hätten es verdient. Hätten was verdient?«

In einer Reaktion, die Hardy theatralisch vorkam, duckte sie sich, als sollte sie geschlagen werden. »Nichts, alles ... das hier ...«

»Also was?«

»Ich hätte es nicht geschehen lassen dürfen. Ich war nicht da. Vielleicht, wenn ich da gewesen wäre ...« Erneut schüttelte sie den Kopf.

»Was ist denn geschehen? Wieso glaubt die Polizei, dass Sie das angestellt haben?« Hardy wollte ihre Version hören. Er hätte es sich nie träumen lassen, dass er irgendetwas mit der Sache zu tun bekommen könnte, und hatte die Nachrichten über das Verbrechen beiläufig verfolgt, wie sie eben in den Zeitungen oder im Fernsehen auftauchten, nichts weiter als noch eine der vielen Geschichten privaten Unglücks, die kamen und gingen und mithalfen, Seife oder Hamburger oder Zeitungen zu verkaufen.

»Ich weiß es nicht. Ich begreife es nicht. Als sie kamen, um mich zu verhaften, habe ich sie gefragt ...«

»Und was haben sie gesagt?«

Sie zuckte die Achseln und war offenbar überfragt. »Sie haben angefangen, mich über meine Rechte zu belehren, haben mich gewarnt, dass alles, was ich sage, gegen mich verwendet werden kann, dass ich Anspruch auf einen Anwalt habe, solches Zeug.«

»Aber Sie haben gewusst, dass dies passieren würde? Sie müssen doch ...«

Sie fiel ihm ins Wort, unterbrach ihn mit einem knappen Geräusch, das ziemlich bitter klang, als es herauskam. »Ich habe über gar nichts nachgedacht, begreifen Sie das nicht? Ich hab' nur versucht, die Tage heil zu überstehen.«

Hardy wusste, was sie meinte. Sie kratzte mit einem Fingernagel über die Tischplatte und starrte auf den gelblichen Streifen Lack, der sich abschälte und ablätterte. Wieder schluckte sie – als müsste sie all ihre Kraft aufbringen, um nicht zusammenzuklappen. Aber ihre Stimme – ihr Klang – hörte sich beinahe sachlich an, wenn auch müde. Er war sich sicher, dass die Klangfarbe eine Schutzmaßnahme darstellte. Tja, sie würde versuchen müssen, das Timbre weicher hinzubekommen, sofern ihr Fall zur Verhandlung kommen sollte, sofern sie aussagen musste. Sie würde abgebrüht wirken. Sogar kaltschnäuzig.

Doch das war, falls überhaupt, noch weit weg.

»Ich hab' einfach versucht, mich allmählich an die ganze schreckliche Sache zu gewöhnen. Ich meine, na gut, ich könnte verstehen, dass vielleicht irgendwer auftaucht, der ins Haus einbricht oder irgendwelchen Ärger mit Larry hat – ich weiß nicht, was. Und Larry

wird erschossen. Larry, mein Gott ... Aber Matt ...?«

Sie war im Begriff, den Kampf gegen die Tränen zu verlieren.

Hardy fühlte mit ihr. »In den Zeitungen hieß es immer, dass die Sache mit Matt ein Unfall gewesen sein muss, dass er in einem unpassenden Moment hereinspaziert kam, irgend so was.«

Sie nickte. »Genau darüber habe ich nachgedacht, Mr Hardy. Wenn er bloß nicht dort gewesen wäre, wenn es ein Schultag gewesen wäre, wenn Matt nicht hereinspaziert gekommen wäre oder irgendwas gesagt hätte oder was immer es war, das er getan hat ... Oder wenn ich zu Hause geblieben wäre, hätte ich ihn dann beschützen können?« Sie biss sich auf die Lippe, schlug mit der zierlichen Faust auf den Tisch.

»Darüber habe ich nachgedacht, nicht über die gottverdammten Gründe, warum irgendwer auf die Idee kommen könnte, dass ich es gewesen bin. Und das ist auch schon alles, worüber ich nachgedacht habe.« Eine Träne fiel auf den Tisch und sie schlug mit der Hand danach. »Verdammt noch mal«, sagte sie. »Verdammt noch mal.«

Wieder klang sie abgebrüht.

»Ist schon gut«, sagte Hardy und meinte ihr Fluchen, die Tatsache, dass sie die Beherrschung verloren hatte.

»Nichts ist gut.«

Hardy lehnte sich in dem unbequemen Stuhl zurück. Sie hatte recht. Und er glaubte ihr.

Schließlich fiel ihr doch noch etwas ein.

»Möglicherweise haben sie gedacht, es geht um die Versicherung, aber es geht nicht ...«

»Wie hoch war die Versicherung?«

»Nun, Larry ... er war Arzt und Sie wissen ja ... vielleicht wissen Sie es nicht, aber alle Ärzte sind ganz wild, was Versicherungen angeht. Sie müssen es sein, wegen etwaiger Kunstfehler und überhaupt. Jedenfalls hatte Larry eine Versicherung über zweieinhalb Millionen Dollar.«

Hardy nahm das zur Kenntnis. »Die doppelte Summe im Falle eines gewaltsamen Todes oder Unfalltods?«

Jennifer nickte. »Larry wollte sichergehen, dass ... das Haus abbezahlt werden könnte, falls er sterben sollte, und dass ich und Matt finanziell abgesichert wären. Es schien nicht übertrieben hoch, als wir den

Vertrag abschlossen, und Larry konnte es sich leisten. Aber jetzt denken sie, ich hätte ihn« – sie stockte, kämpfte dagegen an –, »hätte ihn wegen des Geldes getötet, was einfach lächerlich ist. Wir hatten genug Geld. Hören Sie, Larry hat weit über hunderttausend Dollar im Jahr verdient.«

»Aber Sie hätten mehr, falls er nicht mehr mit von der Partie war?« Er wollte vorfühlen. Er hatte den Eindruck, er musste es tun.

»Ja, aber ...« Sie streckte die Hand aus und berührte ihn am Ärmel.

»Ich schätze, das ist die andere Sache. Wir haben uns gestritten.«

Sie zuckte die Achseln. Ihr Mund klappte auf und wieder zu. »Ich war bei einem Psychiater in Behandlung und Larry ... jedenfalls hatten wir uns ein paarmal gestritten, aber es war überhaupt gar keine Rede von einer Trennung. Keiner von uns wollte das. Wir hatten ja Matt.«

»Wie lange waren Sie verheiratet?«

»Acht Jahre.«

Hardy hatte seinen Notizbock herausgenommen, aber vorwiegend hörte er zu, wartete auf einen falschen Ton. Jetzt unterbrach er sie, weil ihm bewusst wurde, dass sie den wichtigsten Punkt ausgeklammert hatten. »Man hat Sie doch nicht verhaftet, weil Sie sich ein paarmal mit Ihrem Mann gestritten haben, Mrs Witt. Es muss irgendetwas geben, das Sie direkter mit dem Verbrechen in Verbindung bringt, oder es gibt keinerlei Basis für die Anklage. Hat man Ihnen gesagt, was das sein könnte?«

Sie biss sich auf die Unterlippe. »Es muss die Waffe gewesen sein, aber der Inspektor hat mich darüber ausgefragt, als sie sie gefunden haben, und ich habe ihnen gesagt, dass ich keine Ahnung davon hatte.«

»Was war mit der Waffe?«

»Es war Larrys Waffe ... er wurde mit seiner eigenen Pistole erschossen. Aber zuerst wussten sie nicht, dass es unsere Pistole war, man hat sie nicht im Haus gefunden.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Wir haben sie in der Klappe am Kopfende des Bettes aufbewahrt, aber sie haben sie ungefähr zwei Wochen später gefunden. Der Inspektor hat gesagt, irgendwer hätte sie unter einem Müllcontainer

gefunden und meine Fingerabdrücke seien darauf. Ich habe zu ihm gesagt, natürlich seien meine Fingerabdrücke darauf, ich nähme sie schließlich alle paar Wochen in die Hand, wenn ich das Kopfbett abstaube.«

Hardy schwieg als Antwort.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich war beim Joggen. Wir wohnen, haben gewohnt ...« Sie ballte die Faust und schlug auf den Tisch. »Sie wissen, was ich sagen will.«

»Sie machen das alles ganz prima«, sagte er. »Erzählen Sie mir einfach, was passiert ist.«

Jennifer starrte auf ihre Hand, auf die geballte Faust. Sie deckte die andere Hand darüber und zog beide wieder näher zu sich heran. »Das Haus liegt oben auf den Twin Peaks, wissen Sie, ziemlich hoch oben. Es war Vormittag, vielleicht halb zehn oder zehn. Larry lässt mich ... ich will sagen, ich gehe für gewöhnlich dreimal in der Woche zum Laufen. Als ich heimkam, stand ein Polizeiauto vor dem Haus und der Beamte stand vor der Haustür, was ich, wie ich mich erinnere, komisch fand, denn wenn er geklopft hatte, warum hatten dann Larry oder Matt nicht aufgemacht, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Aber er stand einfach da, also habe ich das Gartentor aufgemacht und gefragt, ob ich ihm helfen kann, und er sagte, jemand habe auf dem Revier angerufen und von ein paar Schüssen erzählt. Erst Geschrei und dann ein paar Schüsse.«

»Hatten Sie sich an jenem Morgen gestritten? Sie und Larry?«

Sie schien sich wieder zu ducken und Hardy merkte, dass er allmählich ein bisschen unduldsam wurde. Aber ihre Hand griff wieder nach seinem Ärmel und bat ihn stumm um Nachsicht. »Wie lange waren Sie denn weg?«, fragte er.

»Wann? Oh, eine Stunde. Ich musste innerhalb einer Stunde zurück sein.« Als sie Hardys Reaktion sah, redete sie schnell weiter. »Larry machte sich Sorgen, wenn ich nicht zu Hause war. Er wusste, wo ich hinlief und wie lange es dauern sollte, damit ... die Sache mit der Stunde ... es war so etwas wie eine feste Abmachung.«

»In Ordnung, fahren Sie fort. Der Polizist wartete also vor Ihrer

Tür.«

»Also habe ich ihn gefragt, ob er geklopft hat, und er sagte Ja, aber es sei niemand gekommen, und ich sagte zu ihm, das kann doch nicht sein. Ich will damit sagen, ich war sicher, dass Larry nicht weggegangen war. Es war die Woche nach Weihnachten, seine erste freie Woche seit letztem Sommer. Jedenfalls fange ich jetzt an, mir Sorgen zu machen. Aber vielleicht steht Larry unter der Dusche oder Matt macht solchen Krach, dass sie es nicht hören können oder sonst was, stimmt's? Aber es kommt immer noch niemand, also hole ich meinen Schlüssel und wir gehen ins Haus und ich rufe ›Larry‹ und ›Matt‹ und will nach oben gehen, aber der Polizist sagt zu mir, ich soll lieber warten, und ich gehe hinüber zum Sofa. Dann steht er oben auf der Treppe und sagt: ›Kommen Sie nicht rauf, rühren Sie sich jetzt nicht vom Fleck.‹ Und ich weiß es. Mein Gott, in dem Moment weiß ich es.«

Ihr Mund ging auf, wieder zu, dann wieder auf. Zuletzt gab sie es auf, dagegen anzukämpfen. Sie saß da und hatte die Hände vor sich verschränkt, die Tränen liefen ihr über die Wangen und bildeten kleine Pfützen auf dem Tisch.